

Staats-Anzeiger und Herald

J. B. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 3. Juli 1903. (Zweiter Theil.) Jahrgang 23 No. 44.

Erkannt.

Da hatte man mir neulich als Frau Ein junges Mädchen empfohlen...

Doch nach einem Weichen machte ich mich, Ganz schnell wieder aus dem Staube...

Weißes Haare.

Eine wahre Geschichte aus dem Balkan von Wolfgang Arnold.

Es war im Herbst '98, als ich mich auf der Rückreise von einem Studienausflug nach der hohen Tatra im Schnellzuge von Budapest nach der deutschen Grenze befand.

Wir gegenüber sah ein etwas behäbiger Mann mit müdem Gesichtsausdruck. Er konnte höchstens in der Mitte der vierziger Jahre stehen; was mir jedoch auffiel, war, daß Kopfhaar und theilweise auch der Bart völlig weiß waren.

„Ich will Ihnen die Geschichte meiner weißen Haare erzählen.“ Und er begann:

„Es war zu Ende der Achtziger Jahre. Praxellend schlug der Regen an die Kuppefenster des Schnellzuges, der mich von Belgrad nach Konstantinopel bringen sollte. In meiner Eigenschaft als Notar hatte ich eine bedeutende Summe persönlich nach dort zu bringen, die mir von einer Gesellschaft, deren Mitbegründer ich war, als Einlage zu einem großen industriellen Unternehmen anvertraut war.

„Ich war nicht allein; kurz vor Abgang des Zuges war ein distinguirter aussehender Herr von mittleren Jahren in mein Abteil gestiegen, hatte sich sogleich in eine Ecke gesetzt und schien zu schlafen. Unwillkürlich starrte ich seine elegante Gestalt; er machte den Eindruck einer diplomatischen Persönlichkeit; das seine Profil mit dem jetzt halb geöffneten Munde, das sorgfältig gestimmte, schlichte, in der Mitte getheilte, rabenschwarze Haar, die schön gewölbten Augenbrauen, der wohlgepflegte Vollbart, kurz alles vervollständigte den Eindruck eines Mannes der besten Gesellschaft.

„Ich war ab und zu zu erwachen, bligten mich ein Paar dunkle Augen einen Moment an, wie ich sie gleich schon selten gesehen habe. Mein Gegenüber begann mich zu interessieren. Es schien ihm nicht gelingen zu wollen, Schlaf zu finden, und schließlich, nachdem er sich ruhelos bald in diese, bald in jene Position gesetzt hatte, gab er es auf, zog ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt aus der Tasche und begann zu lesen.

„Wenn man allein mit einer großen Summe in der Tasche mit einem einzelnen Menschen im Eisenbahn-Koupee sitzt, kann sich wohl selbst der Unbefangenste eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, doch schwand dasselbe allmählich fast gänzlich bei mir, da mein Gegenüber sich nicht im Geringsten um mich bekümmerte.

Wir hatten bereits eine Station hinter uns. Ich hatte ein Buch hervorgezogen und mich in die Lektüre desselben vertieft, als der Unbekannte das Zeitungsblatt finken ließ, zu mir herüberwarf und mir unbefangene die Worte herüberwarf: „Haben Sie, mein Herr, schon von dem neuesten Streich Diemowitsch gelesen?“

„Ich zuckte unwillkürlich zusammen; es war dies der Name des gefürchtetsten Briganten des Balkans, eines Mannes, der der Chef einer weitverzweigten, wohlorganisirten Bande war. Die tödtliche Siderheit, mit welcher er die einmal erlenen Opfer zu treffen wußte, war sprichwörtlich geworden, und alle Bemühungen der Siderheitspolizei, seiner habhaft zu werden, scheiterten an der Verschlagenheit dieses fähigsten aller Räuber. Er begnügte sich nie mit der Vergabung seiner Opfer, sondern tödtete stets und unter allen Umständen; mit einem Wort: er war der Schrecken der besitzenden Klassen. Man sagte, an seinem Vater sei ein politischer Justizmord begangen worden, die Güter desselben seien eingezogen und die Gattin mit ihrem damals 13jährigen Sohne in die Verbannung geschickt worden. Ein knappes Jahr darauf fand man eines Morgens den Hauptanführer mit einem furchterlichen Dolchstoß im Herzen tot in seinem Schlafzimmer. Das Mordinstrument lag neben der Leiche; auf dem Griff desselben stand, mit dem Blute des Gefallenen geschrieben: „Sühne für Diemowitsch.“ Ebenfalls ungeführt blieben zwei weitere Morde, die in ähnlicher Weise ausgeführt, zwei weitere an dem Komplotte gegen Diemowitsch beteiligte Persönlichkeiten dahintrafen. Auch

hier fand man bei den Leichen einen Zettel von derselben Hand mit den Worten: „Sühne für Diemowitsch.“ Der Polizei ging nach dem dritten Morde ein Schreiben zu, in dem der Sohn D's die Thaten bekannte, und in dem er gleichzeitig ankündigte, mit dieser Art der Rache fortzufahren, bis die Schuldigen stumm und er das seinem Vater abgenommene Vermögen wieder an sich gebracht habe.

Ein förmlicher Feldzugsplan zur Ergreifung des verwegenen Räubers wurde entworfen, jedoch ohne den geringsten Erfolg, und schließlich bemächtigte sich auch der Verfolger eine Panik vor diesem Entsetzlichen, als in kurzer Reihenfolge drei derselben spurlos verschwanden, von denen nur einer, graunovoll verstümmelt, in der Savre treibend aufgefunden wurde.

Alle diese furchterlichen Gedanken durchkreuzten in rasender Eile mein Gehirn. Mit einem unbeschreiblichen Lächeln betrachtete ich mein Reisegepäck, dem meine Verwirrung nicht entgegen zu sein schien, dann reichte er mir das Zeitungsblatt herüber und bezeichnete die Stelle mit dem Finger, an welcher mit fettem Druck die neueste Blutthat des Unmenschen berichtet wurde.

„Ich las mechanisch — das alte Lied! — Der Direktor eines großen Bankhauses hatte, trotzdem er unter Gestorbe von Whaffneten eine Reize nach der Provinz unternommen, dem Wütherrich erliegen müssen. Man fand ihn eines Morgens mit durchschnittenem Halse in einem kleinen Gasthause im Bett liegend; neben der Leiche lag der ominöse Zettel mit den furchtbaren drei Worten.

Ein Schauer lief mir den Rücken entlang; ich hatte das Gefühl, als würde mich jemand am Halse, ich konnte keinen Laut hervorbringen. Ich hatte bei einem plötzlichen Seitenblick einen durchdringenden Blick des jungen Mannes aufgefangen; doch beruhigte ich mich bald wieder, denn er zündete sich eben eine Zigarette an, sah dann nach der Uhr und warf plötzlich die Worte hin: „Finden Sie diesen Menschen nicht genial?“

„Ich gestand, daß ich für ihn nur den tiefsten Abscheu empfinden könne, gleichzeitig jedoch erinnerte ich mich, daß man ihm nachsage, er sei seiner alten Mutter in innigster Liebe zugehen und sende ihr auf unerklärliche Weise, trotzdem ihr Wohnhaus Tag und Nacht streng bewacht wird, Mittheilungen und Subsidienmittel. Ich erwähnte dies meinem Gegenüber und sprach aus, daß diese rührende kindliche Liebe des Banditen doch eigentlich ein schöner Zug sei, und erwähnte auch, daß Diemowitsch sich stets nur Leu e zu seinen Opfern auswählte, die mit irdischen Gütern überreich begünstigt seien. Meinen Reisegefährten schienen diese Mittheilungen sehr zu interessieren. Dann sprach ich ihm meine Verwunderung darüber aus, wie es möglich sei, daß der Verbrecher so vorzüglich über die Verhältnisse der auserlesenen Opfer unterrichtet sein könne. Während ich noch so im besten Zuge bin, fühle ich plötzlich eine eislalte Hand auf meiner rechten, und der Fremde spricht mit einer Stimme, die mir durch Mart und Bein ging: „Das muß auch sein, mein Herr, damit ich meine Aufgabe vollende.“

Unwillkürlich will meine Hand in die Revolvertasche fassen, aber jener hält mir bereits ein sechslosiges Schießeisen vor's Gesicht und fährt fort: „Versuchen Sie nichts — es ist zwecklos — und würde Ihre Lage nur verschlimmern. Sehen Sie, ich hätte Luft, bei Ihnen zum ersten Male meinen Prinzipien untreu zu werden, denn ich bin Diemowitsch (bei diesen Worten nahm er mit der freien linken Hand den Bart ab, und ich sah in der That das mir durch Photographien aus seiner Jünglingszeit wohlbekannte Gesicht des Banditen), und zwar weil Sie die einzige schwache Seite in meiner Natur, die Liebe zu meiner Mutter, als eine Tugend an mir gelobt haben. Sie sollen leben, doch gestatten Sie mir wohl, daß ich einige Bedingungen stelle. Zunächst ziehen Sie Ihre Waffe heraus und legen dieselbe links neben mich; es ist, wie ich Ihnen vorher sagen will, ein fünfjähriger französischer Revolver, den Sie am Freitag vor acht Tagen zwischen 12 1/2 und 1 Uhr im Laden von Sulkovic in Belgrad gekauft haben. Diese Waffe ist von Ihnen selbst heute 10 Minuten nach 4 Uhr gefesselt worden und steht in ihrem Etui an der Rückseite Ihres Beintelles. Sie dürfen die Waffe selbst herausziehen und hinlegen, da Sie bei dem geringsten Versuch, sie zu entlocken, von mir eine Kugel durch den Schädel bekommen.“

Zitternd gehorchte ich seinem Befehl.

„So, jetzt geben Sie Ihr Geld heraus!“ Willenlos, aber doch mit der stillen Hoffnung, ihn zu täuschen, überreichte ich ihm mein Portefeuille, in dem sich zwar eine ansehnliche Baarschicht befand, nicht aber die große Summe zur Begründung des Unternehmens unserer Gesellschaft. Doch der Schreckliche lächelte nur und sagte mit eisigem Sarkasmus: „Mein, nicht dieses Geld, ich bin nicht so grausam. Sie gänzlich mittellos zu lassen, nachdem ich Ihnen einmal Ihr Leben geschenkt habe. Ich meine das Geld in dem roten Saffian-Etui mit Silberbeschlag und dem Bildnisse Ristitsch's.“

Mit offenem Munde und in maßlosem Erstaunen überreichte ich ihm zitternd das Verlangte. Er verbeugte sich leicht und befaß mich in plötzlich hartem Tone, nachdem er mich prüfend gemustert hatte: „Drehen Sie sich um!“ Ich that es. Mit einem blitzschnellen Griff hatte er meine beiden Hände gepackt und mit einer stahlharten Schnur gefesselt, darauf seßte er in gleicher Weise meine Arme aneinander und legte mich mit einem einzigen Griff der Länge nach mit dem Rücken nach unten auf den Sitz. Noch eine kurze Warnung seinerseits, mich, auch nachdem er den Wagen verlassen haben würde, nicht zu rühren oder Värm zu schlagen, und der Zug hremte, wie auf sein Kommando. Er passierte offenbar eine Strecke, auf der Schienenarbeiter thätig waren, denn ich hörte vereinzelte Rufe und Geräusche, wie von Hammerschlägen und Eisenhieben. Mein sardeltlicher Mitreisender ging ans Fenster, kam plötzlich schnell zurück, befestigte den Bart um sein Gesicht, stetzte meine Waffe zu sich und schlüpfte, als der Zug eben anfang, in schnelleres Tempo zu fallen, durch die sacht geöffnete Koupeethür hinaus. Die Fahrgeschwindigkeit des Zuges war in diesem Augenblick nicht so stark, daß ein gewandter Mann den Abprung nicht hätte wagen können.

Trotzdem ich merkte, daß mir von der ausgestandenen, gräßlichen Todesangst die Sinne zu schwinden begannen, durchdrückte mich noch der Hoffnungsstrahl, daß vielleicht das Zugpersonal oder andere Reisende die Flucht des Räubers wahrnehmen könnten. Aber nichts machte sich bemerkbar; kürzer wurde der Takt der Eisenräder, dann begann mir plötzlich stark zu schwindeln... ich wußte von nichts mehr.

Als ich wieder erwachte, lag ich in einem Wartesaal. Man hielt mir eine Flasche kölnisches Wasser unter die Nase; ich erholte mich schnell und betrachtete alles. Doch dieser unheimliche Verbrecher arbeitete sicher: Erst drei Jahre später fiel er in Konstantinopel durch einen Zufall der Polizei in die Hände. Er riß sich los und stürzte sich einen Abhang hinab auf die Steinfliesen des Kais, wo er mit zerstücktem Schädel liegen blieb.

Ich aber bin in der schrecklichen Stunde ein Weißkopf geworden.

Der Fleck auf der Treppe.

Humoreske von Wilhelm Wolters.

„Nette Leute, wirklich nette Leute,“ sagte meine Frau, nachdem unsere vor acht Tagen neu eingezogenen Nachbarn ihre nachbarliche Visite abgestattet hatten.

„So? Findest du?“ erwiderte ich. „Er scheint ein sehr gebildeter Mensch zu sein,“ fuhr sie fort, „und sie macht sogar den Eindruck einer höchst distinguirten Dame. Sie hat so etwas Sanftes in ihrem Wesen. Es ist wirklich ein Glück, daß man endlich einmal mit anständigen Menschen zusammenwohnt.“

Meine Frau hatte recht. Diese neuen Nachbarn waren wirklich nett. Ich fand es deshalb ganz begreiflich, daß acht Tage später meine Frau die höchst distinguirte Dame zum Kaffe einlud und von dieser wieder zum Kaffe eingeladen wurde. Wenn ich der sehr gebildeten Menschen auf der Treppe begegnete, schüttelten wir uns freundschaftlich die Hände. Als sich herausstellte, daß unsere beiden Klagen mit den beiden gleichaltrigen Kindern von drüben im Garten mehrere Stunden lang ohne nennenswerthe Unterbrechungen spielten, war unser Glück vollständig.

Da die Nachbarn den gleichen Ersparnisgrund haben und überdies der gleichen politischen Anschauung huldigen wie wir, wurde beschlossen, von nun an die Tageszeitung, die bisher jeder einzeln für sich bezogen hatte, nur in einem gemeinsamen Exemplar zu halten. Eine Woche lasen wir zuerst und schiedten das Blatt dann hinüber, eine Woche bekamen sie, und die Anna von drüben brachte den „Anzeiger“ dann herüber. Waren sie ausgegangen, wurden ankommende Pakete bei uns, waren wir

vom Haus abwesend, solche bei ihnen abzugeben. Seit einiger Zeit bereitete die Nachbarin ihren Salat nach dem Rezept meiner Frau, während diese wiederum von einer alten Gewohnheit, Klöße zu kochen, zu Gunsten einer von drüben importirten Feines abwich.

Eines Sonntags — den Abend vorher hatte mich meine Frau von ihrem Entschluß in Kenntniß gesetzt, ihrer Freundin von drüben das „Du“ anzubieten — trat meine Frau aufgeregt und roth im Gesicht in mein Arbeitszimmer.

„Hast du den Fleck auf der Treppe gesehen?“ fragte sie mit vor Erregung zitternder Stimme. „Den Fleck? Welchen Fleck? Nein.“ „Nun dann, bitte, habe einmal die Güte.“

Wir schritten wortlos einen halben Treppenaarm hinunter, dann blieb meine Frau stehen und deutete auf eine Stufe vor uns. „Da!“ Ich bückte mich. Auf der Stufe war ein kleines, rundes, schwärzliches Etwas.

„Was ist das?“ fragte meine Frau mit der Miene eines Untersuchungsrichters. „Ich bückte mich tiefer. „Das? Nun ja, das ist ein Fleck.“ „Also, es ist ein Fleck?“ fragte meine Frau streng.

„Ich rühte an meiner Brille und untersuchte nochmals das kleine, rundliche Etwas. Man konnte nicht sehen, was es für ein Fleck war, ob er von Rinde oder Schmutz her rührte, ob er von der Straße eingeschleppt war oder seine Entstehung irgend einem unbekanntem Vorgang innerhalb des Hauses verdankte, aber ein Fleck war es jedenfalls, das war nicht zu leugnen.“

„Na also,“ sagte meine Frau und ging die Treppe wieder hinauf. Verwundert folgte ich ihr. „Erkläre mir nur, Schatz, was soll denn das alles bedeuten?“ „Es ist mir lieb, daß du dich überzeugst hast,“ erwiderte meine Frau. „Reinhold haben die Woche. Ich schied also die Marie rüber und lasse sagen, auf der Treppe wäre ein Fleck, und die Anna sollte ihn forschuern. Was antwortet die impertinente Person? Sie wußte von keinem Fleck, und sie hätte die Treppe gestern Abend gescheuert, und zweimal scheuerte sie die Treppe nicht. Was sagst du dazu?“

„Oh, hm,“ entgegnete ich, „das ist allerdings nicht gerade sehr höflich.“ „Höflich? Es ist unerbötlich!“ „Vergere dich nur nicht wegen so eines lumpigen Flecks, ich würde einfach —“

Weiter kam ich nicht. „Was einfach?“ rief meine Frau empört. „Ich würde den Fleck einfach Fleck sein lassen.“ „So? Das würdest du! Du mußt mich am Ende gar noch zu, daß ich den Fleck forschuere?“ „Das habe ich ja nicht gesagt.“ „Aber gedacht! Das steht dir ähnlich. So sind die Männer!“

Ich wollte meiner Frau auseinandersetzen, daß die Männer nicht „so“ wären, meine Frau überhob mich aber dieser Mühe mit der Erklärung ihrerseits, daß sie meine Verstandnisslosigkeit in dieser Dingen bereits kenne, und daß sie selbst zu Frau Reinhold hinübergehen werde.

Schon, mein Kind. Eine Viertelstunde später betrat meine Frau abermals mein Zimmer und ließ sich thranenden Auges in einen Vorstehstuhl sinken. „Es ist aus! Aus!“

„Was ist aus?“ fragte ich bestürzt. „Die Gans!“ „Die Gans?“ fragte ich jetzt in der That verständnislos. „Sie hat gesagt, sie müßte der Anna Recht geben, zweimal brauche sie die Treppe nicht zu scheuern.“ „Ach so.“

„Sowie Herr Reinhold nach Haus kommt, mußt du hinübergehen und dich bei ihm beschwören.“ Eine Stunde später zog ich Handschuh an, legte den Hut auf und begab mich zu Herrn Reinhold hinüber. „Nun, was hat er gesagt?“ fragte meine Frau, als ich von dem Beschwörungsbeginn zurückkam. „Ich konnte ihm die beruhigendsten Versicherungen geben. Herr Reinhold war genau wie ich der Meinung, daß dieser unglückliche Fleck keine Ursache zu einer Disharmonie zwischen den Nachbarn werden dürfte, er werde bei seiner Frau sein Bestes thun, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.“

Als ich am Nachmittag mit meiner Frau zum Zweck eines gemeinsamen kleinen Spaziergangs die Treppe hinunterging, war der Fleck trotz des Versprechens seitens des Herrn Reinhold, bei seiner Frau sein „Bestes“ zu thun, noch nicht fortgeschwunden. Ja, es machte sogar den Eindruck, als habe er sich um ein Weniges ausgedehnt. „Wenn Herr Reinhold so wenig Macht über seine Frau hat, daß er ihr nicht einmal beschwören kann, einen

Fleck auf der Treppe fortzuschwären zu lassen, obwohl sie die Woche hat, kann er mir leid thun!“ rief meine Frau zornig. „Dann ist er weiter nichts als ein Waschlappen!“

Ich schwieg vorsichtigerweise, um nicht etwa unfreiwillig einen Vergleich mit den Nachbarn zu ziehen, während mir und meiner Frau und weiter sich daranstellende Schlussfolgerungen herbeizurufen.

Als am nächsten Morgen der Fleck noch immer nicht fortgeschwunden war, konnte nicht mehr daran gewisfelt werden, daß Herrn Reinholds Interventionsversuche als gescheitert zu betrachten seien, und daß Frau Reinhold auf ihrem Standpunkt beharre.

„Nun gut,“ sagte meine Frau, „dann ist es aus zwischen uns.“ Um des ehelichen Friedens willen widersezte ich mich dieser Entscheidung nicht und fügte mich ergeben darein, daß von Beginn des neuen Quartals an wieder auf ein eigenes Exemplar des „Anzeigers“ abonniert wurde.

Die Kaffeemittage meiner Frau fanden wieder ohne Frau Reinhold statt. Da meine Frau erklärt hatte, daß die Plebejerfamilie nebenan von jetzt ab Luft für uns sei, wendeten wir, Herr Reinhold und ich, wenn wir uns auf der Treppe begegneten, die Gesichter von einander ab und schritten links von dem Fleck aneinander vorüber.

In der Nachbarschaft bildete unser Streit das Gesprächsgegenstand für täglich dort versammelnder Küchenmädchen. — Es war peinlich. Vier Wochen waren vergangen, an vier Sonntagen war die Treppe gescheuert worden (abgesehen von den täglichen Reinigungen mittels des Besens) — der Fleck lag noch immer frech und selbstbewußt auf der Stufe. Marie und Anna überboten einander an Kunstfertigkeit, mit Haber und Bürste sorgsam um ihn herumzufahren, ohne ihn zu berühren.

Kurz vor dem Quartalswechsel erklärte mir meine Frau, daß sie diesen Zustand auf die Dauer nicht zu ertragen vermöge. Ich fand das durchaus begründlich. Und daß es das Beste wäre, wir zögen aus.

„Gut, ziehen wir aus.“ „Wenn wir aber keine passende Wohnung zur richtigen Zeit finden?“ warnte ich zu bemerken. „Hundert für eine!“ erwiderte meine Frau. „Jeden Tag!“

Wir fanden, wenn auch nicht jeden Tag hundert Wohnungen, so doch nach vierzehn Tagen eine halbe zweite Etage, die meiner Frau außerordentlich paßte.

Diese halbe zweite Etage befand sich in einem schönen neuen Haus, das vor kurzem erst fertig geworden war, und hatte für mich bloß das eine Bedenkliche, daß ihre andere Hälfte gleichfalls leer stand. Der Besitzer des Hauses theilte uns aber erfreulicherweise mit, daß an eben diesem selben Tag eine äußerst nette Familie die Nachbarwohnung gemietet habe, und zwar unter der ausbrüchlichen Bedingung, daß die andere Wohnung nur an nette Leute vermietet werde.

Wir packten in aller Heimlichkeit unsere Sachen, Marie wurde bei Androhung der schwersten irdischen wie jenseitigen Strafen auf tiefstes Stillschweigen vereidigt, meine Frau war in dem Gedanken an die Augen von „denen drüben“, wenn wir verschwandenen sein würden, wieder lustig und guter Dinge.

Der Fleck schien vor Verger von Tag zu Tag bleicher zu werden, was aber nicht hinderte, daß eines Morgens früh um sechs Uhr, als die Familie Reinhold noch im tiefsten Schlummer lag, ein Möbelwagen vor unserm Haus anfuhr. Als die Familie Reinhold um zehn Uhr wahrscheinlich wie gewöhnlich ihre Morgenpromenade antat, waren wir richtig verschwandenen.

Meine Frau trällerte in der neuen Wohnung herum, wie eine junge Lerche im Frühling. „Was sie wohl jetzt machen werden?“ fragte meine Frau oft und malte sich in grauesten Farben die Trübsal aus, in der die Familie Reinhold nunmehr, mit dem Fleck allein gelassen, die Tage verbringen würde, die uns in Frieden und Freude dahineilen.

Mit nicht geringer Spannung sahen wir dem Einzug der netten Leute in unsere neue Nachbarwohnung entgegen. Eines Abends, als wir von einem Shoppingausgang in die Stadt zurückkehrten, waren sie da. Der Wagen, der ihre Möbel gebracht hatte, fuhr eben entleert, wieder davon. „Ich bin wirklich begierig, was es für Leute sein werden,“ sagte meine Frau. Wir schliefen vor Aufregung kaum und fanden am anderen Morgen eine Stunde früher auf als gewöhnlich. Um acht Uhr hielten wir es im Zimmer nicht mehr aus und beschloßen,

durch einen kleinen Frühspaziergang unsere Nerven zu beruhigen. Als wir auf den Treppentritt hinaustraten, öffnete sich drüben gleichfalls die Thür, und in ihrem Rahmen erschienen — Herr und Frau Reinhold. Meine Frau wollte, ich stützte sie und führte sie in unsere Wohnung zurück. So viel ich in der Eile bemerken konnte, schien auf der Nachbarseite ein ähnlicher Vorgang stattgefunden zu haben.

Meine Frau sank sprachlos auf ein Sofa nieder. „Ich benutzte die Freiheit, die mir durch diese Sprachlosigkeit wurde. „Siehst du, Schatz,“ sagte ich. „Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Die Meinungs, das wirst du mir wohl zugeben, waren von allen unseren Nachbarn doch die nettesten.“

„Das waren sie,“ hauchte meine Frau mit matter Stimme. „Na also. Die Ursache unserer Entzweiung war doch eigentlich der verdamnte Fleck.“ „Ja,“ bestätigte meine Frau elendig.

„Der Fleck ist doch nun aber, Gott sei Lob und Dank, in dem alten Haus geblieben.“ „Ja, gottlob.“ „Die Ursache ist aus der Welt geschafft. Es hindert uns absolut nichts, daß wir die alten Beziehungen wieder antnüpfen. Oder vielmehr noch besser: wir thun einfach, als ob überhaupt nichts geschehen wäre!“

„Glaubst du,“ fragte meine Frau, „daß sie das auch thun?“ „Na sicher!“ rief ich begnügt. „Er ist doch ein sehr gebildeter Mensch und sie eine höchst distinguirte Dame. Sie hat so etwas Sanftes in ihrem Wesen. Das hast du ja gleich von allem Anfang an gesagt!“ Diesmal hatte ich recht. Bereits am Tag darauf war unser Glück wieder vollkommen.

Ich aber bitte seit jenem Tag allabendlich: „Bewahre uns von einem Fleck auf der Treppe.“

Das Märtyrium der Präsidenten.

Nicht nur Präsident Theodore Roosevelt ist der Märtyrer seines hohen Amtes; auch seine Gattin ist durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen. Daß man behauptet, ihre letzte Krankheit wäre eine Folge der ununterbrochenen schrecklichen Strapazen, die das gefällige Leben in Washington ihr seit November auferlegt hat. Folgende Liste zeigt, welche Last des „Veranlagens“ seit jener Zeit auf ihr geruht hat: Hausgäste empfangen 200; Mittagsgesellschaften gegeben 36; Durchschnittszahl der Gäste bei jeder Mittagsgesellschaft 20; Frühstücksgäste 30; Gäste zum zweiten Frühstück 275; Staatsdiners 3; Durchschnittszahl der Gäste bei den Staatsdiners 90; besuchte Kabinetsdiners 8; musikalische Unterhaltungen gegeben 6; Durchschnittszahl der Gäste dabei 300; Gesamtzahl der Gäste bei den musikalischen Unterhaltungen 1800; Staatsempfang 5; von ihr begrüßte Gäste beim Neujahrsempfang 8000; Gäste bei vier anderen Staatsempfangen 7200; Nachmittags-Empfänge, die Frau Roosevelt gegeben hat, 5; Durchschnittszahl der Gäste bei jedem Nachmittags-Empfang 1200; Gesamtzahl der Gäste bei den Nachmittags-Empfängen 6000; Gäste, die ins „Blaue Zimmer“ eingeladen und nach den Staats-Empfängen bewirtet wurden, 1500... Das genügt!

Das mißverständliche Stichwort.

Direktor Heigl, einer der berüchtigsten Schmierempfecher, hielt es für sein Direktorenrecht, nie eine Rolle zu lernen, wodurch er nebst seinen Schauspielern auch den Souffleur oft in die höchste Verzweiflung versetzte. In einem entsehligen, aber zugkräftigen Mißverständnisse hatte er die Rolle des Hauptkritikers Dagobert von Bluthaufen übernommen. In seiner ersten Szene hatte er erregt aufzutreten und nach seinen auf Raub ausgehenden Gesellen mit dem Angriff zu sprechen: „Sie kommen noch nicht!“ Mit einer Miene, die dem Galleriepublikum die Gänsehaut aufstehen machte und das weibliche Parterre einer Schreckenstossmacht nahe brachte, tritt also der Ritter Dagobert auf und feuert direkt dem Souffleur entgegen zu, mit aufgelahten Rüstern der Worte barend, die er zu sprechen hatte. Der Souffleur flüsterte ihm zu: „Sie kommen noch nicht!“ Heigl schweigt, schneidet ein wüthendes Gesicht und schleicht mit kummern Spiele hinter die Coulisse. Dort kommt ihm der Insizient in den Wurf, dem er wuthentbrannt zudonert: „Sie Esel, was schiden's mich denn viel zu früh 'naus! Ich fleh' wie der Och's am Berg' vor'm Rassen und wart' auf meine Red', da schreit mir der Souffleur zu: „Sie kommen noch nicht!“

Letzte Hofmann.

Jungverheiratete Sängerin (zu einem Komponisten): „Ach, bitte, Herr Professor, komponieren Sie mir doch zu diesem Kochrezept eine hübsche Melodie — vielleicht lerne ich dann das Gerichte zu bereiten!“

Am Badefranz.

May: „Ich dieser junge Mann, mit dem ich Dich heute Morgen sah, nicht schrecklich unbeholfen?“ Corrie: „Und wie! Seit gestern Mittag kenne ich ihn schon, und er hat mir noch keinen Heirathsantrag gestellt.“